

Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 22 (1926)
Heft: 3-4

Artikel: Murten
Autor: Zesiger, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-187536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BLÄTTER FÜR BERNISCHE GESCHICHTE
KUNST UND ALTERTUMSKUNDE

· R. MÜNCHER ·

Heft 3/4.

XXII. Jahrgang.

Dezember 1926.

Erscheint 4mal jährlich, je 4—5 Bogen stark. — Jahres-Abonnement: Fr. 12. 80 (exklusive Porto). Jedes Heft bildet für sich ein Ganzes und ist einzeln käuflich. Preis dieses Heftes Fr. 7. —

Redaktion, Druck und Verlag: Dr. Gustav Grunau, Falkenplatz 11, Bern, Länggasse.

Murten.

Von Dr. A. Zesiger.

Murten, „der hellste Stern am Himmel unserer Geschichte“, jährt sich heuer zum 450. Male; hie und da sieht man noch an einer Wand die farbenprächtigen Bilder des letzten Festes von 1876, da die halbe Schweiz mitfeierte und sich in einem glanzvollen historischen Zug hinaus zum Denkmal begab, wo vor Tausenden und Abertausenden Bundespräsident Emil Welti seine Donnerworte hinausschleuderte und weit in allen Gauen des Vaterlandes begeisterte Zustimmung fand. Heuer scheint die Feier einen wesentlich kleineren Rahmen zu füllen; statt des ganzen Volkes sind nur einige wenige Städte und Landschaften geladen und der freiburgische Ortston wird vorherrschen. Man kann Murten freilich auch so feiern; um so mehr

wird die übrige, nichtgeladene Schweiz sich wenigstens im Geiste an diesem höchsten vaterländischen Feiertag beteiligen dürfen.

Die Vorgeschichte.

Vor dem Stern von Murten herrschte dunkle Nacht, jedoch nicht eine Nacht der Ruhe und des Friedens, sondern ein purpurnes Dunkel, dessen Säume in der Brandröte verwüsteter Ortschaften glimmten und befleckt waren mit dem Blut Tausender Unschuldiger, die der Kriegsgott bereits dahin gerafft hatte. In unbegreiflicher Kurzsichtigkeit hatten die Eidgenossen den grossen Erfolg von Grandson ungenützt verstreichen lassen: kaum 500 Mann hatte der Burgunder eingebüsst, während seine Sachverluste, seine Artillerie, seine Kostbarkeiten, sein ganzer Tross, wohl den Eidgenossen eine höchstwillkommene Beute waren, aber doch nicht konnten vergessen machen, dass der Gegenstand des ganzen Ringens, das burgundische Heer, fast unberührt dastand. Nur eine Woche nach der Niederlage raffte sich Herzog Karl von neuem auf und begann zu Nozeroy in der Freigrafschaft seine Truppen wieder zu sammeln, zehn Tage nach der Schlacht stand er bereits in Lausanne, wo sein unermüdlicher Unterfeldherr Graf Jakob v. Romont ihm stetsfort Verstärkungen zuführte, wo die Herzogin Yolanta v. Savoyen ihm die reiche Waadt als Basis zur Verfügung stellte und wo endlich der ruhelose Geist Karls sich sammelte zum Rachezug gegen die Schweizer. Am 28. März 1476, als die Berner, Freiburger und Solothurner mitsamt der Reiterei der Verbündeten von Freiburg aus gegen Romont vorstiessen, um diese Vorburg zu zerstören, da war seit zwölf Stunden die feste Stadt wiederbesetzt von ihrem Grafen, und die Eidgenossen mussten sich mit der Eroberung des gewaltigen runden Turmes, der Tour à boyer, und der Verbrennung der Vorstadt begnügen; sie mussten mit langer Nase abziehen, verspottet von den Romontern, die ihnen von ihren hochgelegenen Wällen Pfeile und Schimpfworte nachsandten. Am 30. März war Moudon, Mitte April das ganze Gros de Vaud besetzt und Ende Mai flatterten auch in Estavayer die burgundischen Fahnen wiederum von den Türmen und Zinnen. Von neuem ver-

dunkelte sich der Himmel und ein gewaltiges, weit gefährlicheres Kriegsgewitter als das erste zog herauf.

Der Burgunder betrachtete sein Missgeschick bei Grandson durchaus als die Folge einer Verkettung unglücklicher Zufälle und sprach von den Schweizern nur als von „bösen Puren und armen Bettlern“, von „niederträchtigen Kerlen“, „gemeinen Räufern und wütenden Wölfen“; er überzeugte sich von Tag zu Tag mehr, dass ihm diesmal der Sieg winke und verdoppelte seine Anstrengungen: die reichen Niederlande lieferten ihm Geld, die burgundischen Stammlande Mannschaft und Geschütze, Savoyen Lebensmittel, Italien Waffen und Söldner. Burgundische Gesandte kauften in Mailand Harnische und Stoffe, burgundische Beamte sammelten in der Freigrafschaft ehernes Geschirr zum Guss von Geschützen, burgundische Werber rührten die Trommeln in aller Herren Länder, so dass das Lager bei Morrens auf dem Jorat bald wie dasjenige vor Grandson widerhallte von Lauten englischer, französischer, italienischer und sogar deutscher Zungen. Anfang Mai mögen gegen 15,000 Mann beisammen gewesen sein, beim Aufbruch nach Murten zogen ihrer 25,000 oder noch etwas mehr unter den burgundischen roten Andreaskreuzen und über den Reitern flatterten die goldgemalten Banderolen mit Karls Wahlspruch: „Je l'ay emprins — ich hab's gewagt“; dem Heer folgte eine Artillerie von 200 Geschützen, bewacht vom Reservekorps, das im Lager zugleich die Polizei ausübte. Letzteres war besonders nötig, wie der Vorfall vom 22. April zeigte, da wegen einer Schlägerei ausserhalb des eigentlichen Lagers die Engländer und die Italiener hintereinander gerieten, sich zusammenrotteten und nur von Karl in höchsteigener Person auseinander getrieben werden konnten; wenig fehlte damals, so hätten die überhitzten Gemüter einander eine regelrechte Schlacht geliefert!

In der Tat war das Heer nach Grandson demjenigen von vorher nur noch äusserlich ähnlich: der übermütige Korpsgeist, welcher sogar der überaus gefährlichen Prüfung vor Neuss — gefährlich nur wegen deren überlanger Dauer — standgehalten hatte, dieser kecke Soldatengeist war verschwunden und hatte einer verbissenen Unzufriedenheit Platz gemacht, beson-

ders als der Sold nicht mehr regelmässig, sondern nur noch als Abschlagszahlung ausgerichtet wurde. Auch die rücksichtsloseste Disziplin, die der Herzog allmählich wirklich durchsetzte, konnte nicht mehr über die beginnende innere Haltlosigkeit des Riesenheeres hinwegtäuschen, das wohl noch festgefügt in der Hand eines siegreichen Führers zu jedem Unternehmen tauglich sein konnte, das aber fast mit Sicherheit bei der ersten ernsthaften Niederlage in seinen Grundfesten wanken, wenn nicht zerfallen musste. Im Gegensatz zu den Eidgenossen, welche in ihrer Mehrheit noch gemächlich auf den Lorbeeren von Grandson ausruhten und ihre Heldentaten mit Landwein begossen, damit sie länger vorhielten, im Gegensatz zu seinen allzu sorglosen Gegnern war es diesmal Karl der Kühne, welcher seine Tage ausnützte und sein Schwert zum Kampfe schliff. Aus der erhaltenen „Ordonnance militaire faite par le Duc de Bourgogne au camp de Lausanne en mai 1476“ erfahren wir, wie der Herzog sein Heer zum Entscheidungskampf eingerichtet hatte. Es bestand aus vier Armeekorps und einem Reservekorps; jedes dieser Korps bildete eine kleine Armee für sich und bestand aus Berittenen und Fuss-truppen, eingeteilt in Kompanien von 800—1200 Mann und Halbkompanien von 400 und 500 Mann; die stehende Armee der Soldtruppen zählte nach dieser Aufstellung 22,200 Mann, wozu noch etwa 4000—5000 Mann Miliz aus Burgund und Savoyen kamen, insgesamt also 26,000 bis 27,000 Mann Sollbestand, ungerechnet noch die etwa 1000 Mann zählende Geschützbedienung, die Büchsenmeister. Am 25. Mai 1476 brach der Graf von Romont mit der Vorhut aus dem Lager auf, am 27. folgte Herzog Karl mit dem Hauptheer, und am 9. Juni erblickten die Vortruppen zum erstenmal die Türme und Mauern Murten und das vierschrötige Schloss, von dessen höchstem Turm herab das bernische und das freiburgische Panner herabgrüssten. Vor den Mauern des von seinen Einwohnern verlassenen Payerne hatte der Herzog seinem Vertrauten, dem mailändischen Gesandten Giampietro Panicharola sein Heer gezeigt. „Schlachthaufe um Schlachthaufe zog vorbei und gewiss erschienen sie jedermann als ein tüchtiges Heer“, berichtet der Mailänder seinem Herrn Galeazzo Maria Sforza am

gleichen Abend brieflich. Am folgenden Tag erzählt er ihm von dem Ausfall Bubenbergs und dem Beginn der Belagerung: „Der Herzog ist, wie er mir gesagt hat, entschlossen, die Stadt einzunehmen; denn sie wird sich nicht halten können. Er wird dann vor Bern ziehen, das drei Stunden von hier entfernt und nicht fest ist; wenn unterdessen die Schweizer kommen, um der Stadt Hilfe zu bringen, so wird er sich mit ihnen schlagen. Die Feinde sind über des Herzogs grosse Kriegsmacht erschrocken . . .“

Sammlung, Aufmarsch und Anmarsch des Burgunderheeres waren von den Eidgenossen fast unbelästigt geblieben, mit Ausnahme einiger kecker Handstreichs hatte das Lager keine Aufregung erlebt. Unter zweien Malen fielen Berner Oberländer und Freiburger ins Seegebiet ein und verbrannten Châtelard und Vevey, unter zweien Malen stiessen die zu Freiburg liegenden Truppen ins Waadtland vor, evakuierten das eine Mal Payerne und verbrannten das andere Mal Villarsel sur Granges; dagegen missglückte, wie schon erwähnt, der mit grossem Aufwand unternommene Zug nach Romont gänzlich; einzig Graf Ludwig von Greierz konnte ein Erfolglein buchen, indem ihm am 26. Mai wahrscheinlich bei Oron der Ueberfall auf die fouragierende Kompanie Lanzen des Don Mariano gelang und ihm neben 127 Pferden „ettlich“ Gefangene einbrachte.

Die Vorbereitungen.

Verfolgt man sozusagen Tag für Tag den Gang der Ereignisse, so kommt man aus dem Staunen über die Tatenlosigkeit der Eidgenossen fast nicht heraus. Entweder aus Kriegsüberdruß oder dann in völliger Unterschätzung des Gegners rühren sie bei den ersten „Mahnungen“ d. h. Aufgeboten Berns nach Laut der Bundesverträge keinen Finger. Nicht weniger als sechs Tagsatzungen beschäftigten sie sich in aller Ruhe mit den Tagesfragen: am 18. und 24. März beschliessen die Tagherren die Besetzung von Freiburg mit einer eidgenössischen Garnison von 1000 Mann, und am 9. April ziehen 600 Söldner unter Hans Waldmann in die Saanestadt ein, wo sie bis Vorabend der Schlacht zum Teil in den Wirtshäusern der Stadt, zum Teil in Zelten und Hütten in den Stadtgräben ein ziemlich unbe-

sorgtes Lagerleben abhalten. Am 6. April beraten die Tagherren ruhig die Möglichkeit einer Friedensvermittlung durch den Fuchs auf dem Thron, den alten Schweizerhasser Friedrich III. Erst am 24. April beschliesst die Tagsatzung auf Antrag Berns und in Erledigung der vierten bernischen Mahnung zwar noch nicht einen Auszug (unter dem Eindruck der savoyischen Niederlage bei Sembrancher im Wallis vom 17. April!), aber doch immerhin zum erstenmal ein „Heimbringen“ dieser Frage, d. h. eine Vorlegung an die heimischen Behörden, und sogar deren Empfehlung. Am 15. Mai, als Herzog Karl bereits an den Aufbruch von Lausanne denkt, finden die Tagherren den Rank mit der Erklärung, die Eidgenossen würden erst ausziehen, wenn Bern in seinem alten Gebiet angegriffen würde; „und hat man den von Bern geseit, warumb uns geviel, daz sy die Iren nit gan Murten leiten noch wageten“. Sogar noch die letzte Tagsatzung vor der Murtenschlacht (am 5. Juni) hielt diesen Standpunkt fest — bis am 11. und 12. Juni die Burgunder so freundlich waren und Laupen, Gümmenen und Aarberg berannten, damit den Casus foederis schufen und so Berns s i e b e n t e Mahnung vom 12. Juni erfolgreich sein liessen. Von da weg haben die Miteidgenossen dann alle Bedenken vergessen, sich mit heiligem Ernst ans Werk gemacht und es schliesslich auf dem Schlachtfeld mit dem endgültigen Erfolg gekrönt.

Erfreulicher liest sich das Kapitel von den Vorbereitungen zum Endkampf in den bernischen und freiburgischen Akten, wenschon manchmal die bange Sorge dem Schreiber die Feder geführt hat oder öfters verhaltene Empörung aus den Manualen über die Ratsitzungen herauszulesen ist. Immer bestimmter werden die Nachrichten über des Feindes Rüstungen, immer gefährlicher die Berichte aus Karls Lager, wo Bern offenbar über ausgezeichnete Kundschafter verfügt hat. Da die Eidgenossen alle ihre Truppen aus dem Waadtland zurückgezogen haben, liegt die Last der ersten Abwehr allein auf den Schultern der westlichen Grenzorte Bern, Freiburg und etwa noch Solothurn; bernische Garnisonen wachen in Neuchâtel, Landeron, Murten und Freiburg, freiburgische in Oron und Bulle, solothurnische in Aarberg, im übrigen müssen die Vorposten Welsch-Neuenburg, Neuenstadt und Biel, Oron, Greierz,

Saanen und Payerne ihre Grenzhut selber übernehmen. Nach den ersten Berichten über Herzog Karls Anwesenheit in Lausanne und dessen Pläne, schreitet Bern mit aller Macht zur Befestigung der Grenzorte; gegen die sich der Angriff möglicherweise richten kann: vom 16. März weg wird eifrig an „Bollwerken“, d. h. an vorgeschobenen Erdwerken in Murten, Aarberg und Laupen gearbeitet, wo wir Werkmeister im Stein neben Zimmermeistern treffen, die alle auf obrigkeitlichen Befehl die Mauern verstärken und die Vorwerke bauen. Freiburg, selber ein Vorposten, ergänzt seine Mauern und Thore und vertieft die Gräben, es bestückt die vorgeschobenen Türme und haut die Bäume nächst den Befestigungen um. Beide Städte hatten damals schon entweder Kenntniss, dass der Burgunder gegen Murten ziehen wolle, oder dann setzten sie es in richtiger Einschätzung des Charakters von Graf Jakob v. Romont voraus, jedenfalls verdoppelten sie ihren Arbeitseifer und verwandten ihre Arbeitsleute fast nur noch in Murten, wohin sie am 1. April auch noch eine Besatzung von 1500 Bernern und 100 Freiburgern zu legen beschlossen und als Hauptmann den Ritter und Altschultheissen Adrian v. Bubenberg bestimmten; am 7. April ritt er nach Murten ab und schon am 8. erreichte ihn dort der Befehl, den Metzger Hans Kistler nach Bern zu senden, um Fleisch und Mehl zu fassen. Als am 10. Juni die Einschliessung der Stadt begann, waren Besatzung und Bürgerschaft mit allem versehen, um dem Ansturm der Belagerer möglichst lange die Stirne zu bieten: die Magazine waren bis unter das Dach gefüllt mit Lebensmitteln; Pulver und Munition lagerte an sichern Orten im Ueberfluss; aus allen Scharten, von allen Zinnen drohten Büchsen aller Kaliber, vom schweren Legstück weg bis zum langhalsigen Doppelhaken; auf allen Seiten waren mit Erde verstärkte Pallisadenwerke vorgeschoben und besonders gut bestückt. Und das Wichtigste: die Unterstadt, die Ryff war so stark befestigt, dass der Hafen und damit der Seeverkehr in den Händen der Besatzung blieb, welcher somit jeglicher Zufuhr getan werden konnte, die die Notdurft erheischte.

Zum Schluss versicherte sich Bern auch innenpolitisch der Zustimmung des Bernbietes, indem es am 28. April die Abge-

sandten von Stadt und Land auf den 3. Mai in die Stadt berief, wo sie einhellig dem Antrag der Obrigkeit zustimmten, der Tagsatzung zu Luzern den Angriff auf das burgundische Heer in der Waadt zu beantragen. Als die feindlichen Vortruppen am 11. und 12. Juni die Grenzorte Laupen, Gümnenen, Aarberg, Ins und Pont-de-Thièle zu überfallen versuchten, konnte der Landsturm und das Stadtbanner von Bern mit freiburgischem Zuzug den Angriff ohne sonderliche Mühe abwehren; einzig der untüchtige Platzhauptmann von Laupen, Dietrich Hüpschi, musste über die Klinge springen und heimkehren, weil seine Nachlässigkeit beinahe den Verlust der wichtigen, erst 1468 erbauten Saanebrücke verursacht hätte.

Die Belagerung.

Herzog Karl der Kühne von Burgund und Ritter Adrian v. Bubenberg, Herr zu Spiez und Altschultheiss von Bern, sollen nach einigen Autoren persönliche Freunde gewesen sein. Ich glaube nicht daran, denn was hätte ein Prinz von königlichem Geblüt mit einem ministerialen Ritterlein gemein gehabt? Etwa die Kriegsdienste? Die hatte anno 1464 der damalige Graf Karl v. Charolais als oberster Befehlshaber einer Vereinigung von Fürsten mitgemacht, Bubenberg dagegen nur als Hauptmann über 500 Reisläufer und offenbar im Sold Karls. Oder die gemeinsame Pagenzeit am burgundischen Hof in den 1440er Jahren? Da war wiederum der gesellschaftliche Abstand zwischen dem Fürstenson und dem Edelknechtlein zu gross, als dass es bei dem hochfahrenden Charakter Karls v. Burgund je hätte zu einer Freundschaft oder auch nur Zuneigung kommen können. Jedenfalls standen sie sich bei Murten als die grimmigsten Feinde gegenüber; und wenn die Ueberlieferung recht berichtet, so hat Bubenberg schon bei der ersten sich bietenden Gelegenheit den Herzog tödlich beleidigt, wenn er ihm die Aufforderung zur Uebergabe und die Zusicherung freien Abzuges antwortete, dass er dem Wortbrüchigen von Grandson keinen Glauben schenke und daher schon deswegen die ihm von seinen Herren anvertraute Stadt nicht übergeben könne. So war die Belagerung von Murten zugleich ein Messen der Kräfte beider Männer, des Herrn über das Heer der 25,000 und des Hauptmanns über die 2000, des Despoten und

rachedürstenden Fürsten, „vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte“, und des ersten Beamten der Stadtrepublik, der in edler Selbstüberwindung verletzter Würde in der Stunde der Gefahr sich der Vaterstadt auf den gefährlichsten Posten zur Verfügung gestellt hatte.

Die Belagerung zeigt in Murten von allem Anfang an ein anderes Bild als in Grandson, indem Bubenberg vom ersten Tage weg danach trachtete, solange wie möglich im Angriff zu bleiben. Auf den Ausfall vom 8. Juni, wo er die feindlichen Vortruppen zurücktrieb und damit das ganze Heer auf sich zog, unternahm Bubenberg anfangs fast täglich kleinere Ausfälle und schlug schon am zweiten Tag der Belagerung einen Sturm ab; erst als die Niederländer den Grabenkrieg begannen und mit der Sappe vorrückten, musste er sich auf die Verteidigung und auf ein überaus heftiges Abwehrfeuer aus allen Kalibern beschränken, das tagsüber nicht einen Augenblick aussetzte. „Am Tage kann man der Stadt nicht nahe kommen wegen des wütenden Feuers der Bombarden und andern Geschütze“, versichert Panicharola seinem Herrn in einem Brief vom 12. Juni, und am nächsten Tag berichtet er: „Die Leute in der Stadt schiessen aus vielen kleinen Bombarden Tag und Nacht; auch sind sie Tag und Nacht angestrengt tätig, Wälle aufzuwerfen“. Und am 15.: „Die Artillerie der Stadt feuert mit solcher Wut, dass es die Hölle selber zu sein scheint; bis jetzt hat die Besatzung sich gut verteidigt und Mut gezeigt“. Und endlich am 17.: „Diesen Abend haben ungefähr 70 Mann in der Richtung nach den Bombarden hin unter wütendem Schiessen einen Ausfall gemacht und haben etliche der Unsrigen mit Schüssen verwundet“. Ueber den grossen Sturm vom 18. Juni weiss er zu erzählen: „Die in der Stadt wehrten sich mit so einem furchtbaren Büchsen- und Geschützfeuer, dass niemand hinzukommen konnte. Die Büchsen, Mörser und andern Geschütze des Herzogs beschossen die Belagerten heftig sowohl längs der Mauer, als auch durch die Hauptstrassen der Stadt. Die Schüsse krachten ununterbrochen...“

Herzog Karl konnte sich von alledem selber überzeugen, denn er hatte sein „hübsch köstlich gezimmert Hus“ auf dem Hügel Grand Bois Domingue oder Ziegerli aufstellen lassen.

Er übersah von dort aus die ganze Aufstellung seines Heeres: den Grafen v. Romont mit der schweren Artillerie zwischen Murten und Muntelier, von weitem kenntlich an den gewaltigen Ballen Pulverdampfes, welche von Zeit zu Zeit aufquollen, wenn wiederum unter Donnergetöse ein Schuss gelöst wurde und ein weiteres Stück Mauer zu Boden schmetterte; fast zu seinen Füßen sah Karl die niederländischen Sappeure, welche sich der Stadt in Laufgräben zu nähern versuchten, und die Gezelte der Berittenen mit den angepflockten Pferden; endlich in der Gegend von Merlach-Meyriez bis zurück nach Greng die Reihen Zelte oder Hütten, welche die Italiener, die Savoyer, die Burgunder, die Pikarden, die Engländer aufgerichtet hatten, ausser Büchschussweite von der Stadt, aber nahe genug dabei, um nächtllicherweile nach kurzem Anlauf in die unmittelbare Kampfzone zu gelangen, in den Feuerbereich der verderbensprühenden Bollwerke oder der hochragenden Mauern. Wütend konnte hier oben Herzog Karl seine Hauptleute ausschelten oder gar bedrohen, wenn sie mit ihren Kompanien zu wenig oder nichts erreicht hatten oder gar zurückgewichen waren; mehr wie einmal konnte der Herzog in seinem Zorn nur dadurch besänftigt werden, dass ihm die Hauptleute vorstellten, wie sie bis jetzt nur Kanonenfutter ins Feuer geschickt hätten, da sie die Kerntruppen für einen Kampf mit dem Entsatzheer aufsparen müssten. In ohnmächtiger Wut ballte er mehrmals hier oben die Fäuste, wenn er in den ersten Strahlen der Morgensonne die Schiffe in der Broyemündung verschwinden sah, die nachts Verstärkungen oder Nachschub an Material in die Stadt und ihren wohlbefestigten Hafen gebracht hatten.

In Murten war die Lage keineswegs rosig, besonders nicht mehr seit dem grossen Sturm vom 18. Juni, einem Dienstag, der die Muntelierreseite der Stadt ihrer Mauern fast beraubt hatte. „Ettlich Türn und die Mur ist uns zum sorglichsten uff den Boden nider geschossen, und wir stunden mit unsern bloßen Liben zu Gegenwer uff dem Bollwerk“, meldete am nächsten Tag ein Teilnehmer dem bernischen Rat als Bote und bat um schleunige Hilfe. „Entschüttet uns bis hütt Mittentag, dan wa das nit beschicht, so mögent wir uns lenger nit enthalten.“ Trotzdem hielt die Besatzung noch drei weitere Tage stand,

weil der Herzog nicht mehr seine ganze Kraft der Belagerung widmen konnte, sondern sich immer mehr mit dem sich offenbar nähernden Entsatzheer befassen musste, dessen Spitzen er selber am 19. in den Wäldern von Ulmiz gesehen hatte. „Uff nechstkommenden Sampstag wöllend wir den Strit mannlischen thuon; mugent ihr aber solichs nitt erwarten, so verkündets uns straks“, hatten Schultheiss und Rat an Bubenberg geschrieben und ihm den Brief in der Nacht vom 17. auf den 18. übermittelt; „so wöllen wir unsern Figenden dester männlicher widerstan und an dem Ende sterben und genesen“, antwortete der Hauptmann seinen Obern. Und als ihm die Feuerzeichen von Ins her, wie verabredet, die Nachricht vom nahenden Entsatz gaben, da mag er zwar brennenden Auges, aber getrosten Mutes vom höchsten Turm des Schlosses aus gegen Salvenach und Ulmiz hin gespäht haben, bis er durch den feinen Regenschleier des 22. Juni die ersten Plänkler aus dem Wald treten sah, denen die Vorhut und die gesamte Macht bald genug auf dem Fusse folgte. Vergessen war jetzt alle Not, und in aller Stille rüstete er die Seinen zum letzten Ausfall, den Brüdern, Vätern und Freunden da draussen die Hand zu reichen zum blutigen Tanz, zur Abrechnung für alle erlittene Drangsal.

D e r A u f m a r s c h.

Das Entsatzheer der Eidgenossen bot schon äusserlich ein wesentlich anderes Bild als das burgundische. Von Einheitlichkeit keine Spur: ein jeder rüstete sich selber nach bestem Vermögen aus, der Wohlhabende mit ganzem Harnisch, Langspiess und Helm, der Arme mit Halparte und Eisenhut. Aus den Städten kamen Schützen mit dem neumodischen Feuerrohr und brennender Lunte, aus irgendeinem Krachen brachte einer einen Streithammer daher, mit dem der Urahn schon bei Laupen Schädel gespalten hatte; und zwischen beiden wand sich der Basler und der Elsässer Reiter in funkelnagelneuem Kürass und gezattelter Tracht durch und gab wohl acht, dass ihm kein genagelter Holzschuh die feinen Lederstiefel verderbte. Ein einziges Zeichen war allen gemeinsam: das langgeschenkelte, schmale, weisse Kreuz, welches Eidgenossen und Verbündete auf Brust oder Rücken, auf der Kopfbedeckung oder den Armen und Beinen trugen; daran erkannten sich die Schweizer schon

bei Laupen, unter diesem Zeichen hatten sie bei Sempach und bei Näfels gesiegt und mit ihm waren die 1500 bei St. Jakob verblutet. Sorgfältig heftete jeder das heilige Zeichen fest, lief er doch sonst im Getümmel der Schlacht Gefahr, als Feind angesehen und erschlagen zu werden.

Seit dem 19. Juni lagen die Berner, Freiburger und Solothurner in und um Ulmiz bereit. Die Waldränder hatten sie sorgfältig mit Weidengeflecht und Dornen ungangbar gemacht und damit den feindlichen Spähern den Einblick in ihren Aufmarsch verwehrt, so dass sich dieser, mit dem festen Laupen im Rücken, in den Wäldern von Ulmiz, Liebistorf und Lurtigen völlig unbemerkt vollziehen konnte. Zu den ersten 8000 stiessen die 600 Unterwaldner, die mit dem Oberluft den weiten Weg von Unterseen nach Thun gar kommlieh zurückgelegt hatten und jetzt als frühster Zuzug von den Harrenden mit Freuden empfangen wurden. Vom Donnerstag weg setzte der Zustrom im grossen Maßstab ein; 2000 Luzerner, 600 Urner, 1500 Schwyzer, 500 Zuger und 900 Glarner kamen an; ihnen folgten die 250 Bieler und die 2100 Basler, 100 Kolmarer, 100 Schlettstatter und 850 Strassburger, die 700 österreichischen und 200 lothringischen Reiter, die 50 Rottweiler, 500 Greierzer und Saaner, 800 Walliser und 500 Bischöfliche von Basel — am frühen Morgen des Zehntausendritter-Tages trafen als letzte die 2000 Zürcher mit dem Freiburger Zusatz unter Hans Waldmann ein. Rund 24,000 Mann (die genauen Zahlen sind grösstenteils unbekannt) frühstückten in aller Ruhe und maulten missmutig in den Regen hinaus, für was und auf wen die Hauptleute noch warteten, um den Tanz anzulassen? Während die Zürcher noch den bleischweren Schlaf der Erschöpfung schliefen, hörten andere in Ulmiz oder auf freiem Feld die Messe und die Hauptleute aller 24 Kontingente wurden zum obersten Kriegsrat zusammenberufen. Als erstes beschloss dieser den Angriff am heutigen Tag, sobald das Wetter etwas sichtiger geworden wäre; dann wählte man zum obersten Hauptmann den Rheinfelder Ritter Wilhelm Herter, den Führer der Strassburger, und zum Hauptmann über die Vorhut den Ritter Hans v. Hallwil aus dem bernischen Aargau; als drittes wurde eine letzte Erkundung des Feindes beschlossen

und von einem Teil der Hauptleute unter Herter und Hallwil sogleich vorgenommen. Bis zur Rückkehr der Ausgerittenen schlug Graf Oswald v. Tierstein, der österreichische Hauptmann, den jungen Herzog René v. Lothringen und danach noch eine Menge anderer Kandidaten zum Ritter, umgeben von einem dichten Kreis Neugieriger, die bereits fix und fertig geschirrt mit Ungeduld den Befehl zum Angriff erwarteten. Ihr Gehorsam aber wurde auf eine recht harte Probe gestellt, denn nach ihrer Rückkehr ordnete Herter erst noch eine Umstellung des Heeres an, das nur noch aus einer Vorhut und dem Rest als Hauptmacht bestehen sollte. In die Vorhut kamen die 1500 Berner Oberländer unter dem Panner von Thun, das Panner von Entlibuch und die 1500 Schwyzer, insgesamt etwa 3500 Fussgänger, und die gesamte Reiterei von beiläufig 1800 Pferden; die Hauptmacht von 18,000 Mann stellte die ungefähr hundert Feldzeichen inmitten von 1000 Spiessträgern zusammen, postierte die Schlagwaffen „der us der Maassen vil was“ auf die Flügel und schied die Büchenschützen aus, welche als Plänkler die Schlacht eröffnen sollten. Nach vollzogener Einteilung lagerten sich die einzelnen Haufen möglichst nahe am Waldrand und warteten weiter. Obschon es bereits über 10 Uhr morgens war, rieselte immer noch der feine, durchdringende Regen vom Himmel, der seit Mitternacht heruntertröpfelte; die Frühnebel schienen sich zu Wolken verdichtet zu haben und den Tag mit einem Landregen beschenken zu wollen. Missmutig starrte alles hinaus auf die Ebene von Salvenach, durch die sich ein Grünhag zog; dahinter sah man die Rohre der Tarrisbüchsen, der leichten Feldartillerie, hervorlugen, und hie und da blinkte der Spiess oder der Helm einer gelangweilten Schildwache herüber. Andere Truppen waren wenig sichtbar, grössere Truppenkörper gar keine, höchstens 2000 Mann waren zu zählen, von denen ein Teil sich mit Abkochen beschäftigte. Da nur leise gesprochen werden durfte, herrschte eine erwartungsvolle Stille bei den Eidgenossen, während drüben hinter dem Grünhag die Burgunder offenbar ohne eine Ahnung von der gefährlichen Nachbarschaft ihren geräuschvollen Lagerbetrieb abhielten. Obschon die Hauptleute längst zu ihren Leuten zurückgekehrt waren, wollte das Zeichen zum Aufbruch

immer noch nicht kommen. Langsam heiterte sich der Himmel auf, stellte die Bewässerung ein und liess endlich gegen Mittag die ersten Sonnenstrahlen auf die regennasse Erde hinunterblitzen. Und jetzt kam auch schon die eisenstarrende Gestalt des Ritters v. Hallwil daher, der nach einem kurzen Befehl an die harrende Reiterei der Vorhut das Zeichen zum langersehnten Angriff gab und als erster vor den Wald hinaus trat; die Fünftausend ihm nach, ordnen sich schweigend im freien Feld, verrichten „mit zertanen Armen“ das Schlachtgebet — 5 Paternoster und 5 Ave Maria — und ziehen dann mit festem Schritt dem Grünhag entgegen, dessen Besatzung sich eben schussfertig macht und einen reitenden Boten mit der Alarmnachricht ins Lager hinüber sendet. Im nächsten Augenblick wird das Zündpulver aufblitzen, die Schlacht bei Murten beginnen.

Neuerdings steht der Beschauer vor einem Rätsel, wenn er sich Herzog Karls Verhalten während der Belagerung von Murten erklären will. Derselbe Mensch, der im Frühling mit rastloser Tatkraft auf ein Ziel hingearbeitet hat, vernachlässigt im Sommer die einfachsten Gebote des Sicherungsdienstes, verachtet den Gegner völlig, obschon er erst noch kürzlich am eigenen Leibe dessen Wert erfahren hatte und unterlässt drei Tage lang den Angriff auf den Gegner, dessen Nähe er ahnt, der sich unterdessen in aller Ruhe verstärken kann und dann seinerseits den Zeitpunkt zum Angriff wählt. In sinnloser Grausamkeit lässt er jeden Gefangenen hängen, drückt dagegen beide Augen zu, wenn in seiner fürstlichen Gegenwart ganze Völker seines national so bunten Heeres gegeneinander das Schwert ziehen. Und am Schlachttag selbst verliert er die kostbarsten letzten Minuten, indem er den Alarm nicht gibt, nur deswegen, weil am Tag zuvor ein falscher Lärm das Heer vergeblich in den Harnisch gebracht hat. So musste das Verhängnis seinen Lauf nehmen, denn der Gegner stand schon im Lager, bevor nur die eigenen Truppen alarmiert waren.

Die Schlacht.

Ziemlich genau um die Mittagszeit gibt Herter das Zeichen zum Angriff und setzt damit die Vorhut in Bewegung. Deren

Angriff stockt zuerst im Kugelregen des Grünhags, bis die Schwyzer unter ihrem Landammann Kätzi durch eine kühne Umgehung den Widerstand brechen und im Vereine mit den Reitern die Büchsenmeister zusammenhauen. Der Vorhut auf dem Fuss folgt der in mehrere Abteilungen breit gegliederte Gewalthaufen; wie ein verheerender Waldstrom wirft er alles nieder, dringt als spiessestarrender, festgefügtter Haufe ins Lager ein und steht schon mitten drin, bevor die italienischen Truppen unten am See bei Merlach und oben bei Greng nur unter die Waffen getreten sind. Die ungeheure Wucht des Angriffs der konzentrisch wirkenden schweizerischen Spiesshaufen und Halpartenabteilungen zertritt jeden Widerstand, Reiterangriffe zerschellen, Geschützfeuer wird unterlaufen und gewendet. Bald reissen die Fliehenden alles mit, denn schon taucht die rasselnde Masse der Reiterei an der burgundischen Rückzugstrasse bei Gurwolf und Pfauen auf und versperrt den rettenden Weg nach Avenches und weiter ins Waadtland. Kaum eine Stunde nach Beginn der Schlacht ist das Schicksal des Tages bereits entschieden und um zwei Uhr die Flucht eine regellose. Grünhag, Lagerbefestigung, Wagenburg — alles hatte versagt; nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller Berichterstatter ging der Angriff in einem Fluss vor sich. Zwischen Greng und Merlach wurden die Lamparten, die mailändischen Söldner niedergemetzelt, zwischen Pfauen und Avenches machte die Reiterei die Fliehenden nieder und zu allem Ueberfluss spie jetzt noch das Schlossthor der Stadt einen Teil der Besatzung aus, welche die am Fuss des Schlossberges lagernden Belagerer angriffen und in den See hinaus trieben. Die sinkende Sonne beschien ein Schlachtfeld in des Wortes verwegenster Bedeutung: an die 10,000 Tote lagen in ihrem Blut oder schwammen als Leichen im See, gemäss dem Gebot der Tagsatzung waren keine Gefangene gemacht worden, sondern jedermann suchte möglichst viele Feinde zu vernichten, „uf daß wir nit noch einmal mit inen kriegen müeßen“. Der einzige Teil des Heeres, der fast unberührt entkam, war das Armeekorps des Grafen Jakob v. Romont; als dieser den Ansturm der Eidgenossen und ihrer Verbündeten bemerkte, liess er rasch noch jedes Geschütz seine Ladung ab-

feuern und suchte dann mit seinen Mannen das Weite unten um den See herum über Galmiz und Sugiez ins Wistenlach und von da in die Waadt und nach Burgund. Freilich mussten diese Burgunder und Savoyarden eilen, denn auch die Moosbauern aus Ins, Kerzers, Müntschemier und Erlach kannten kein Erbarmen, schossen sie ab den Bäumen, erschlugen sie in Backöfen und Heustadeln, wohin sie sich versteckt hatten, so dass auch dieser Heeresteil Tribut an Toten hat zahlen müssen. Am wenigsten litt noch die Reiterei, die von Anfang an das Hasenpanier ergriffen zu haben scheint; auch Karl der Kühne war darunter, seine beiden Halbbrüder, die Bastarden, fast alle seine obern Heerführer, wie sie auf dem wundervollen Bild Burnands als wilde Jagd in den Wäldern des Jorat dargestellt sind, der Herzog barhaupt, wilde Verzweiflung im Blick, den Trümmern eines Lebenswerkes nachtrauernd.

Das siegreiche Heer der Schweizer und ihrer Verbündeten lagerte nach altem Brauch drei Tage auf dem Schlachtfeld, die meisten Herren Eidgenossen werden aber doch rasch einen Blick in die befreite Stadt getan haben, in deren Strassen abends die Freudenfeuer brannten und wohl auch der Wistenlacher stromweis geflossen ist. Droben auf dem Rathaus aber sassen die Häupter zusammen und stiessen stumm miteinander an, der Bubenberg mit dem Wabern und dem Scharnachtal, die alte politische Gegnerschaft vergessend ob der Uebergewalt des Augenblicks.

Der schlauste unter den Verbündeten war entschieden der erlauchte Graf Ludwig v. Greierz; auf den alten eidgenössischen Brauch der dreitägigen Schlachtfeldhut vertrauend, hatte er sich offenbar noch am Abend des Zehntausendritter-Tages aufgemacht und zog am 23. in Lausanne ein; im Vertrauen auf den gewaltigen Eindruck der Schlacht liess er sich in der Bischofsstadt häuslich nieder und begann nach Herzenslust zu plündern, „Sackmann zu machen“ wie der technische Ausdruck hiess, so dass sich den übrigen Eidgenossen, als sie am 25. eintrafen, nichts mehr übrig blieb, als nochmal nachzuputzen und sich im weitem an den bisher geschonten Häusern der Domherren schadlos zu halten, ja zum Teil sogar an den Kirchen, trotzdem dieses streng verboten war. Erst der Waffenstill-

stand zu Lausanne vom 29. Juni zwischen dem eidgenössischen Heer und den Parteien in Genf liess die besonneneren Elemente Oberwasser gewinnen und den endgültigen Frieden vorbereiten, der bekanntlich am 16. August 1476 in Freiburg zustande kam. —

So gering die innerpolitischen Folgen des Sieges bei Murten sind, so gross sind seine Auswirkungen in der äussern politischen Stellung der Schweiz gewesen, die mit dem Blut ihrer Söhne plötzlich Grossmacht spielen konnte, ein recht wenig erquickliches Kapitel, mit dem ich nicht gerne schliessen möchte. Viel würdiger sind doch die prächtigen Gedenkworte Emil Weltis, der da ausrief: „Am 22. Juni 1476 hat der Geist der alten Eidgenossenschaft glorreich über das burgundische Heer obsiegt — die Kraft des Bundes der kleinen Gemeinwesen freier Männer gegen fürstliche Gewalt und Militärmacht. Das ist der Stolz der heutigen Generation auf die Schlacht von Murten, die wie ein Feuerzeichen durch die Nacht der Jahrhunderte ihren Glanz auf den heutigen Tag wirft. Es ist nicht der Stolz des Uebermuts und der Ueberhebung; es ist das Gefühl, das selbst zu grossen Taten begeistert und sich bewusst ist, dass nur der Weg der Pflicht zu diesem Ziele führt“.

Der Burgunderkrieg im bernischen Rathaus.

Von Dr. A. Zesiger.

Vor bald fünfzig Jahren hat der Zürcher Oberst Meister bei Anlass einer Studie über die Schlacht bei Murten das Wort geprägt, der Berner Rat habe während der Vorbereitungen zum Kampf bei Murten „die Funktionen eines gewissenhaft und umsichtig geleiteten Generalstabsbureaus“ ausgeübt. Vor etwas mehr als zwanzig Jahren urteilte der Herausgeber der Schilling-Chronik, Gustav Tobler, fast noch günstiger, wenn er sagte: „Bern durfte mit gutem Gewissen sich rüsten, die Führung der ganzen Eidgenossenschaft zu übernehmen; denn es verfügte dazumal über eine solche Fülle von diplomatisch